

**Zeitschrift:** Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde  
**Band:** - (1948)  
**Heft:** 12  
  
**Artikel:** Der Waldbrand am Calanda 1943 und seine Folgen  
**Autor:** Jenny, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-397387>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

pfl egte, und in dieser Richtung, auf dem Kopf stehend, den Rücken gegen die Stadt gekehrt hatte. Wäre er nicht vor dem Fall sinnlos gewesen, so hätte er die Hände und Arme, sei es vor- oder rückwärts [falles] in die Höhe gestreckt und mit solcher Richtung gefunden worden sein müssen. Er stand vollkommen auf dem Kopf, nur die Schuhe konnte man in der Lochmündung sehen; dennoch war er unverletzt, im Gesicht nicht aufgetrieben, nicht blau. So war(d) er erst den 6. Morgens gefunden, mit Mühe durch Seile heraufgezogen, und erst am 9. begraben, da der Leichengeruch erst den 7. sich einzustellen anfang.»<sup>5</sup>

## Der Waldbrand am Calanda 1943 und seine Folgen

Nach einem Vortrag von Forstinspektor H. Jenny, Chur  
vom 28. März 1947

Mit Einführung der schweren Waffen bei der Infanterie erhielt der Schießplatz Chur erneute Bedeutung, da die Hänge am Calanda geeignete Kugelfänge boten und in der Nähe des Waffenplatzes sich ein verhältnismäßig billiges Zielgelände schaffen ließ. So ist denn das Eidgenössische Büro für Landerwerb schon im Jahre 1942 an die Gemeinden Felsberg und Haldenstein herangetreten mit der Absicht, das notwendige Gelände käuflich zu erwerben. Es war beabsichtigt, nach Abschluß der Verkaufsverhandlungen das neu erworbene Zielgelände abzuholzen, um eine Katastrophe zu vermeiden, die dann doch eingetreten ist.

Am unteren Zielhang, östlich der sogenannten Michelswiese, waren Scheiben gestellt. Wie jeden Tag führte die Truppe auch am 20. August 1943 ihre Schießübungen durch. Schon um 9 Uhr herum fing das Unterholz und Gras, das nach einer langen Trockenperiode ausgedörnt war, Feuer. Der erste Brandherd konnte gelöscht werden. Um 11 Uhr entstand am Fuß der Felswand von Malabel bei der Fortsetzung der Schießübung ein neuer Brandherd. Der einsetzende Föhn machte jeden Löschversuch illusorisch. Schon wenige Stunden später hatte das Feuer die obere Waldgrenze erreicht.

Die spätere Untersuchung hat als Brandursache folgendes ergeben: Es wurde mit Leuchtspurmunition geschossen. Ein am Ziel auf ein Hindernis, wahrscheinlich Stein oder Fels, aufschlagendes Geschosß wurde seitlich abgewiesen; beim Aufprall löste sich der Leuchtspursatz und flog mit verminderter Geschwindigkeit einige Meter seitwärts. Dieser Leuchtspursatz brannte dann dort aus und da dieser Stoff mit hoher Temperatur verbrennt, fing das umliegende

<sup>5</sup> Archiv Tschärner, Nr. 30—31, St. 34.

Gras und Reisig Feuer. Ich habe später bei einer Schießübung mit 34 mm Motorkanonen die gleiche Beobachtung gemacht.

An das gewaltige Naturschauspiel vom brennenden Calanda brauche ich Sie nicht zu erinnern; es bleibt wohl jedem, der es miterlebt hat, unverwischbar im Gedächtnis.

Der Schulkommandant hat für die Löschaktion sofort seine ganze Schule mit einem Bestand von rund 400 Mann eingesetzt. Am Nachmittag des 20. August wurden auch die zivilen Feuerwehren der umliegenden Dörfer aufgeboten. Es zeigte sich aber sofort, daß mit diesen Mitteln nicht auszukommen war. Durch das Forstinspektorat wurde im Auftrage des Kleinen Rates beim Armeekommando militärische Hilfe angefordert. Am 22. August traf der Geniechef des 3. Armeekorps in Chur ein, der den Auftrag hatte, unter Koordination der zivilen und militärischen Mittel die Bekämpfung dieses Großbrandes zu leiten. Vom Armeekommando wurden in der Folge noch rund 3000 Mann zur Verfügung gestellt und es waren ihrer nicht zu viele. Nach allen Regeln der Taktik mußte der Kampf geführt werden. Der einzelne Abschnittskommandant konnte den ganzen Zusammenhang nicht überblicken. Die Ausdehnung des Feuers ging derart unberechenbar und sprunghaft vor sich, daß jede Kompagnie Gefahr lief, plötzlich abgeschnitten zu werden. Durch Funkverbindung mußte daher jeder Teil gelenkt werden.

Nach einer letzten planmäßigen großen Anstrengung vom 25. August konnte der Großbrand als bewältigt beurteilt werden. Da und dort sprangen aber noch später ständig wieder Brandherde auf, so daß das ganze Gebiet noch längere Zeit überwacht werden mußte. Am 13. September wurde die letzte Kompagnie am Calanda entlassen. Die noch notwendige Feuerwache wurde durch zivile Mannschaft gestellt, als dann endlich am 14. September Oberfeuerwehrkommandant Petrus es für zweckmäßig fand, selber einzugreifen und mit einem ergiebigen Landregen dem unheimlichen Spuk ein Ende machte.

Und dann kam die Frage, was nun! Die militärische Untersuchung hatte bestätigt, daß das Feuer durch eine militärische Schießübung entstanden ist. Damit war der Bund schadenersatzpflichtig. Der einschlägige Bundesbeschluß bestimmt, daß der Bund den effektiv erwachsenen Schaden vergütet, die Wiederherstellung und Abräumung der beschädigten Sache Angelegenheit des Eigentümers ist. Es war nun klar, daß man die Gemeinden nicht mit dieser Bescherung sitzen lassen konnte, indem man ihnen die Liquidation der gesamten Holzmassen anhängte. Der Bundesrat war daher damit einverstanden, wenn diese Arbeit zu Lasten des Bundes durchgeführt wurde. So entstand die Holzverwertung Calanda.

Das Forstinspektorat wurde als Treuhänder bestimmt, das im Auftrag des Bundes die Liquidation der Brandschläge durchzuführen hatte. Das Bau- und Forstdepartement hat dann schließlich dem Sprechenden als persönliche Oberlast diese Aufgabe aufgepackt.

Um was handelte es sich? Es mußten insgesamt rund 70 000 Kubikmeter Holz, verteilt auf rund 600 Hektaren (Zielhang inbegriffen) geschlagen, transportiert, gelagert und verkauft werden. Alles Holz in Klafterbeigen aufgerüstet ergibt dies eine Beige von 70 km Länge, d. h. vom «Steinbock» in Chur bis in die Gegend von Richterswil.

Die ganze Aufgabe war zuallererst ein Transportproblem. Es war klar, daß die Bahnhöfe Felsberg und Haldenstein nicht in der Lage waren, diese enormen Holzmassen aufzunehmen. Also mußte über den Roßboden Anschluß an den Güterbahnhof Chur gesucht werden. Zudem bot auch der Roßboden die notwendige Lagerungsmöglichkeit. Es war gegeben, daß als geeigneter Lagerplatz der Roßboden vorgesehen und das ganze Transportnetz dahin orientiert wurde. Damit kam man aber wieder den Interessen des Waffenplatzes ins Gehege. Es ist durchaus verständlich, daß den Bedürfnissen der Truppenausbildung Rechnung getragen werden mußte. Ich konnte dabei feststellen, daß man sich weit oben gar keine Vorstellung machen konnte über das Ausmaß der verursachten Katastrophe und deren Auswirkung und damit auch der übernommenen Verantwortung. Dankbar möchte ich aber feststellen, daß ich von seiten des Ober-Kriegskommissariats und des Feld- und Oberfeldkommissärs je und je Verständnis und Unterstützung gefunden habe.

Im Verlaufe des Winters 1943/44 wurden alle notwendigen Vorarbeiten getroffen, um im Frühjahr 1944 mit den Arbeiten beginnen zu können. Zunächst wurde durch stammweise Aufnahme die Masse des beschädigten Holzes festgestellt. Die Aufnahmen ergaben das bereits erwähnte Resultat. An Hand der Verteilung dieser Holzmassen wurde das Transportnetz entworfen mit dem Ziel, auf dem Roßboden einzumünden. Nicht ganz leicht war die Arbeiterfrage. Die einheimischen Arbeiter waren durch die kriegsbedingten Mehrnutzungen von den Gemeinden beansprucht, waren im Mehranbau, bei den Festungsbauten oder standen im Militärdienst. Der Einsatz von Internierten war daher zunächst die gegebene Möglichkeit. Als ich zwischen den Nationen Polen und Italien wählen konnte, habe ich mich für Italiener entschlossen. Ich hatte vorher den Arbeitsschwung der Polen beim Straßenbau Ilanz—Tavanasa betrachten können. Die erste Erfahrung war aber auch hier eine Enttäuschung. Ein Versuch, die Schläge einzelnen Gruppen in Akkord zu geben, scheiterte kläglich, da bei den Internierten die Arbeitsleitung fehlte. Manches war mir verständlich, wenn man die Herkunft der Leute in Betracht zog. Es waren meist Leute aus der Gegend von Neapel und südlich davon, die in den Jahren vor dem Krieg das Karabinierleben von der schönern Seite kennen gelernt hatten. Das Experiment endete mit einem großen Krach und Streik.

Und es war gut so. Das Eidgenössische Kommissariat für Internierung und Hospitalisierung stellte eine neue Belegschaft bestehend

aus Veltlinern und Bergamaskern zur Verfügung. Das war ein anderes Volk. Es waren die Leute, an die wir denken, wenn man im Kanton Graubünden von Italienern spricht. Auf Grund der gemachten Erfahrung wurde die Arbeit nun grundsätzlich neu geordnet. Die Leute wurden tagsüber zur beliebigen Verwendung zur Verfügung gestellt von der Internierung. Wir konnten nun so organisieren, wie es im Gesamtrahmen der Aktion notwendig war und jeden Mann entsprechend seiner beruflichen Voraussetzungen dorthin stellen, wo er uns am besten diente. Die ganze Belegschaft wurde in Gruppen aufgelöst und einem einheimischen Vorarbeiter unterstellt. Spezialisten wurden herausgezogen und an Motoren oder zum Seilbahnbau verwendet. Es war nicht ganz einfach und leicht, die geeigneten Vorarbeiter zu finden, und dann sollten diese Funktionäre neben dem entsprechenden beruflichen Können über die Fähigkeit, Menschen zu leiten, verfügen und neben aller Bestimmtheit das notwendige Einfühlungsvermögen haben; denn Gefangener oder Internierter zu sein, hat ganz besondere seelische Zustände zur Folge, die der freie Mensch nicht ohne weiteres versteht. Es zeigte sich dann auch bald, daß jede Gruppe genau so viel wert war wie ihr Vorarbeiter. Um die Leute doch irgendwie auch materiell an ihrer Arbeit zu interessieren, konnte ich beim Oberkriegskommissariat erwirken, daß wir pro Internierten und Tag 2 Franken über dem üblichen Arbeitsgeld von 2 Franken ausbezahlen konnten. Elemente, die wegen ungenügender Leistung oder wegen disziplinarischer Schwierigkeiten nicht genügten, wurden dem EKIH zur Verfügung gestellt. Damit war uns eine gewisse Sanktionsmöglichkeit gegeben, um ungeeignete Elemente auszuschneiden und den Guten einen materiellen Anreiz zu geben. Diese Organisation hat sich dann im allgemeinen bewährt.

So haben sich im Laufe des Jahres 1944/45 die Kahlschläge in die Flanken des Calanda hinauf gefressen. Nach dem Tage «V» im Kriegsjahr 1945 waren die Leute kaum mehr zu halten. Beim Arbeitsbeginn am Morgen fehlte bald da, bald dort einer, der in der Nacht die Heimreise angetreten hatte. Auf Ende Juni 1945 wurde das italienische Interniertenlager aufgehoben.

Inzwischen machten weltgeschichtliche Ereignisse anderer Art von sich reden.

Am 23. Juli 1945 arbeiteten zum erstenmal 23 deutsche Internierte am Calanda. Diese Belegschaft stieg dann an bis zu maximal 115 Mann. Am 9. April 1946 haben zum letztenmal 46 Mann deutsche Internierte am Calanda gearbeitet.

Auch mit den Deutschen wurde die gleiche Organisation beibehalten. Über meine Erfahrungen mit dieser Nation schrieb ich Ende 1945 an das Oberkriegskommissariat:

Die beruflichen Voraussetzungen waren bedeutend schlechter als bei den Italienern. Wenn die körperlichen und handwerklichen Voraussetzungen nicht in allen Teilen unseren Wünschen entsprachen,

so war doch der Arbeitswille vorhanden. Die Leute wollten arbeiten und waren daher in ihren Verrichtungen auch zuverlässig. Fünfzehn Mann mußten wir als körperlich ungenügend der Internierung zurückgeben. Einige Maulhelden, die noch nicht glauben wollten, daß ihre Herrschaft vorbei sei, haben wir ebenfalls ausgeschieden.

Der Verkehr zwischen einheimischen Arbeitern und deutschen war korrekt, obschon sich unsere Leute zunächst ganz ablehnend verhielten, als es hieß, Deutsche kämen an den Calanda. Die Überlegenheit unserer einheimischen Holzer in der Arbeit in diesem Gelände hat ihnen bei den Herrenmenschen die notwendige Achtung verschafft. Es wurde ein stillschweigendes Abkommen getroffen, wonach über alles gesprochen wurde, aber nicht über Politik. Internierte, die sich nicht dem erwarteten Arbeitsrhythmus anpassen wollten, haben wir in einheimische Arbeitergruppen gesteckt und dann mußten sie mit.

Am 9. April 1946 haben die deutschen Internierten zum letzten Mal am Calanda gearbeitet. Neun Mann, die sich nicht in die russische Zone repatriieren lassen wollten, haben wir dann als Zivilflüchtlinge übernommen. Dazu stießen dann noch einige Polen. Diese Heimatlosen sind heute noch am Calanda.

Gleichzeitig mit dem Beginn der Schläge wurde auch der Aufbau des Transportnetzes anhand genommen. Wir waren insofern gehemmt, als wir auf die Bedürfnisse des Waffenplatzes Rücksicht nehmen mußten. So durften keine quer zum Zielhang laufenden Anlagen erstellt werden. Diese Bedingung führte dazu, eine Hauptsammelschiene anzulegen, die vom Roßboden in der Richtung der Fallgeraden zum Bützel verläuft. Sie wurde in zwei Etappen erstellt, um gemäß dem Fortschreiten der Schläge zunächst die untere Etappe zu bedienen. Durch verschiedene Zuleitungsanlagen wird das Holz aus den Schlägen herbeigeführt. Wegen nicht termingerechter Lieferung des Konstruktionsmaterials erfuhren die Bautermeine gelegentlich erhebliche Verzögerungen. Da und dort konnte der Abtransport nicht programmgemäß beendet werden, weil in den scheinbar fertig geräumten Schlägen als gesund zurück gelassene Bestände noch nachträglich abgingen. Wenn wir mit einer Transportmenge von durchschnittlich 70 Kubikmetern pro Tag rechnen, so sind für den gesamten Abtransport 1000 Tage notwendig. Unter Berücksichtigung der durch die notwendige Einlaufzeit, Lieferungsschwierigkeiten und für den Unterhalt ergebenden Unterbrüchen sind wir im Rahmen unseres Programms geblieben.

Es möchten Sie noch Zahlen interessieren. Die zuständigen Instanzen des Bundes wünschen, daß ich diese für mich behalte. Ich darf Ihnen nur soviel verraten, daß wir mit Einnahmen und Ausgaben auf einer siebenstelligen Zahl herumklettern. Folgende Werte kann ich Ihnen sagen: es wurden bis heute verkauft 11 000 Kubikmeter Rundholz, 14 000 Ster Papier- und Brennholz, 3500 Ster Ast- und



Abfallholz, 1367 Tonnen Astholz als Industrieholz. 45 Prozent des Stammholzes sind also noch Nutzholz, 55 Prozent Brennholz.

Dadurch, daß der Bund die Holzverwertung zu eigenen Lasten übernimmt, wird das Schätzungsverfahren ganz wesentlich vereinfacht. Die Entwertung des Holzes durch den Brand, die Mehrkosten der Aufrüstung wegen außerordentlicher Umstände und allgemeiner Teuerung, alles Punkte, die in einem Schätzungsgutachten rechnerisch sehr schwer zu erfassen wären, sind ausgeschieden.

Für die Schätzungskommission des Feldkommissars des 6. Kreises ist auch ohne das ein vollgerüttelt Maß von Arbeit vorhanden.

Sehr heikel sind die Bewertungen der indirekten Schäden, die sich nicht nach Zahlen erfassen lassen und sich doch empfindlich auswirken. Da ist einmal die Beeinflussung des Windregimes. Es ist nicht wegzudiskutieren, daß, seitdem die Calandahänge kahl sind, sich der Föhn in Haldenstein wesentlich mehr bemerkbar macht. Ist diese Auswirkung nur unangenehm oder hat sie irgendwelche wirtschaftliche Folgen, wird dadurch der Ertrag der Felder irgendwie beeinflußt, und wie, wie hoch sind allfällige Mindererträge zu bewerten?

Wenn man heute in die kahlen Hänge hinübersieht, so beobachtet man dunkelgraue Felspartien. Darüber sind wieder bleiche, abgelaugte Partien. Die einen sind die schon bis anhin unproduktiven Felsen, von Wind und Wetter und Zeit in eine dunkle Patina gehüllt, das andere sind abgewaschene Felsen, auf denen sich aus Waldstreue Boden bilden wollte. Man kann diese Verhältnisse etwa kurz umschreiben wie folgt: Was Boden war, ist Boden geblieben, aber was Boden werden wollte, ist in der Entwicklung zurückgeworfen worden.

Um zunächst in den ausgebrannten Böden die Abspülung zu verhindern, wurde schon im Herbst 1943 mit der Aussaat speziell geeigneter Samenmischung begonnen. Diese Saaten sind im darauffolgenden Frühjahr überraschend gut aufgegangen und haben den ihnen zugedachten Zweck erfüllt. Inzwischen hat bereits im Gang der natürlichen Pflanzensukzession eine neue Flora begonnen in den Kalkhängen Fuß zu fassen. Der Botaniker wird in den nächsten Jahren in dieser Richtung interessante Beobachtungen machen können.

Damit habe ich Ihnen die Problemstellung gekennzeichnet. Diese hier angedeuteten Schäden in Franken auszudrücken gehört mit zu den Aufgaben der von der Schätzungskommission beigezogenen Fachexperten. Die zu machen ist an sich nicht einfach, und heute auch noch nicht restlos zu übersehen.

Die Gemeinde Haldenstein hatte bis zum Waldbrand einen Hiebsatz von 1200 Festmetern. Durch die zwangsweise Liquidierung von 35 Prozent des stehenden Holzvorrates mußte der Hiebsatz vorläufig auf 700 Festmeter neu festgesetzt werden. Nach der Durchführung der Brandschläge wird der zurückbleibende Bestand neu auf-

genommen und der Hiebsatz auf dieser Grundlage neu errechnet; eine starke Reduktion wird die Folge sein.

Bisher konnte die Gemeinde noch nach Deckung des inneren Bedarfes einen Teil der Holzernte verkaufen. Mit dem reduzierten Hiebsatz wird sie genötigt sein, für die Deckung des Tax- und Losholzbedarfes noch Holz zuzukaufen. Diese Verhältnisse wirken sich im Finanzhaushalt der Gemeinde aus. Wie und in welchem Ausmaß sind sie in der Schadenrechnung zu berücksichtigen? An dieser Kopfrechnung können sich die Experten auch noch unterhalten.

In einigen Monaten werden die Schläge am Calanda ihrem Ende zugehen. Noch bis in den Herbst oder Winter werden die Seilbahnen ihre Arbeit leisten und die letzten Stämme zu Tale fördern. Und dann wirds da, wo nun drei Jahre die Axt des Holzhauers klang, wieder still werden.

Doch werden noch jahrelang Berichte und Rapporte über die Aufforstungsarbeiten den Weg auf das Büro des Forstinspektors finden — auch des nächsten.

Ich will Ihnen heute nur verraten, daß wir mit einem Arbeitsprogramm von 20 Jahren rechnen. Die Pflanzgärten für die Beschaffung des notwendigen Pflanzenmaterials sind im letzten Herbst angelegt worden. An einzelnen Stellen ist mit Pflanzungen mit zugekauftem Material schon begonnen worden.

Die Wissenschaft, die den Geheimnissen der Natur versucht auf den Sprung zu kommen, hat auch dem Forstmann besseres Rüstzeug in die Hände gegeben. Wir können die Bodenwerdung und Entwicklung besser beurteilen. Ich habe oben schon den Begriff der Pflanzensukzession erwähnt. Jeder werdende Wald schickt Pioniere aus, die ihm den Boden und den Standort vorbereiten. Wir wollen auf die Hilfe dieser Pioniere nicht verzichten. Sie werden daher in den Aufforstungen Pflanzen sehen, wobei Sie nicht begreifen, daß man in gewissen Lagen Birken oder Aspen pflanzt statt Fichten und Lärchen. Daraus entsteht doch kein Wald. Doch, es wird ein Wald daraus und auf dem scheinbaren Umweg über dieses Schutzholz rascher und zuverlässiger als durch Anlage eines Holzackers. Wir rechnen damit, daß uns die Natur auf diese Weise wacker zu Hilfe kommt. Mit den Saaten und Pflanzungen allein wird es dann nicht getan sein. Rasch werden sich Maßnahmen nötig machen für den Schutz der Jungwüchse vor verdämmenden Unkräutern, bis frohwüchsiger Jungwald die Hänge des Calanda wieder deckt. Eine brutale Wunde hat Menschenhand diesem Berg geschlagen. Der Forstmann versucht sie wieder zu heilen; aber er benötigt dazu neben den materiellen Mitteln Zeit und Geduld und das Verständnis aller.